

Die Bedeutung historischer Bildung für die Glaubenskommunikation

Joachim Schmiedl

Geschichte kann verunsichern. Was in der Vergangenheit geschehen ist, in der Gegenwart erinnert und für die Zukunft fruchtbar gemacht wird, ist bereits durch viele Filter gegangen. Der positivistische Ansatz des protestantischen Historikers Leopold von Ranke (1795–1886), Geschichte müsse zeigen, „wie es eigentlich gewesen“ sei, hat sich als Kurzschluss erwiesen. Auch scheinbar klare Ereignisse der Geschichte bedürfen einer je neuen Interpretation durch die nachfolgenden Generationen. Jede Zeit steht in enger Kommunikation mit den vorausgegangenen Epochen und interpretiert sie aus der eigenen Gegenwart. Die begründete Skepsis, ob wir überhaupt aus der Geschichte lernen können, entbindet uns nicht der Pflicht, uns von Geschichte bilden zu lassen.¹

30 Jahre sind vergangen, seit die weitgehend friedlichen Revolutionen in Deutschland und den osteuropäischen Ländern das Ende der kommunistischen Herrschaft herbeigeführt haben. Nach wie vor weckt die Erinnerung daran Emotionen. Die Freude über die Freiheit lässt sich medial wiedererwecken. Vieles hat sich seitdem verändert. Die Emotionen sind differenzierter geworden. Wir sehen die Fortschritte, die „blühenden Landschaften“, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Erfolge. Wir spüren aber auch die bleibenden und neu aufgebrochenen Differenzen in der Bewertung der eigenen Leistungen, der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Transformationen der Nachwendezeit, das Gefühl des Zurückgeblieben-Seins, die politische Radikalisierung. Nach 30 Jahren, um mit Jan Assmann zu sprechen, geht die lebendige, persönliche Erinnerung in das „kulturelle Gedächtnis“² über. Wir stehen

1 Vgl. Weber, Ines, Wie bildet Geschichte?, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 37 (2018), 17–35.

2 Vgl. Assmann, Jan, Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien (Beck'sche Reihe Wissen 1375), München 3. Aufl. 2007.

also jetzt vor der Phase, in der es entscheidend sein wird, welche Erinnerungen bleiben. Ist es, um in einem biblischen Bild zu sprechen, die Erinnerung an die Unterdrückung in Ägypten, die Exoduserfahrung der Befreiung oder die 40-jährige Durststrecke in der Wüste vor dem Erreichen des Gelobten Landes? Die Bibel berichtet von allen diesen Erfahrungen und bringt damit die Ambivalenz der Erinnerung zum Ausdruck. Darüber zu sprechen und sich jedes Jahr bei der Feier des Pessach der Schwierigkeiten und der Rettung zu vergewissern, ist der zentrale Teil der Glaubenskommunikation des Judentums bis heute. Auch der christliche Festkalender des Jahreslaufs lebt von den Erinnerungen an das Heilshandeln Gottes.

1. Historische Erinnerung: Glaubensgeschichte in unserem Land

Im Folgenden möchte ich an einigen Beispielen zeigen, welche Bedeutung historische Bildung und Erinnerung für unseren Glauben und das Reden darüber haben. Das ist besonders wichtig in einer Zeit, in der wir vielfältige Krisensymptome wahrnehmen. Die Skandale um den Missbrauch in der Kirche haben uns die Krise vor Augen geführt. Sie manifestiert sich in einer großen Zahl von Kirchenaustritten, in der abnehmenden Zahl aktiver Kirchenmitglieder, in den Strukturveränderungen, wie sie gegenwärtig in allen Bistümern durchgeführt werden. Papst Franziskus beginnt seinen Brief an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland vom 29. Juni 2019 mit einem Abschnitt, in dem er das Positive hervorhebt, das die deutsche Kirche der Weltkirche geschenkt hat:

„Mit Dankbarkeit betrachte ich das feine Netzwerk von Gemeinden und Gemeinschaften, Pfarreien und Filialgemeinden, Schulen und Hochschulen, Krankenhäusern und anderen Sozialeinrichtungen, die im Laufe der Geschichte entstanden sind und von lebendigem Glauben Zeugnis ablegen, der sie über mehrere Generationen hinweg erhalten, gepflegt und belebt hat. Dieser Glaube ist durch Zeiten gegangen, die bestimmt waren von Leiden, Konfrontation und Trübsal, und zeichnet sich gleichzeitig durch Beständigkeit und Lebendigkeit aus; auch heute noch zeigt er sich in vielen Lebenszeugnissen und in Werken der Nächstenliebe reich

an Frucht. Die katholischen Gemeinden in Deutschland in ihrer Diversität und Pluralität sind weltweit anerkannt für ihr Mitverantwortungsbewusstsein und ihre Großzügigkeit, die es verstanden hat, die Hand auszustrecken und die Umsetzung von Evangelisierungsprozessen in Regionen in benachteiligten Gegenden mit fehlenden Möglichkeiten zu erreichen und zu begleiten. Diese Großherzigkeit hat sich in der jüngeren Geschichte nicht nur in Form von ökonomischer und materieller Hilfe gezeigt, sondern auch dadurch, dass sie im Laufe der Jahre zahlreiche Charismen geteilt und Personal ausgesandt hat: Priester, Ordensfrauen und Ordensmänner sowie Laien, die ganz treu und unermüdlich ihren Dienst und ihre Mission unter oft sehr schwierigen Bedingungen erfüllt haben. Ihr habt der Weltkirche große heilige Männer und Frauen, große Theologen und Theologinnen sowie geistliche Hirten und Laien geschenkt, die ihren Beitrag für das Gelingen einer fruchtbaren Begegnung zwischen dem Evangelium und den Kulturen geleistet haben, hin auf neue Synthesen und fähig, das Beste aus beiden für zukünftige Generationen im gleichen Eifer der Anfänge zu erwecken.⁴³ Schlüsseln wir diese Sätze etwas auf:

1.1 Eine differenzierte Kirche

Die Kirche in Deutschland ist eine sehr differenzierte Kirche. Jede Ecke unseres Landes ist in die Organisation der Pfarreien und Gemeinden einbezogen. Weiße Flecken gibt es nicht. Dieses Pfarrsystem geht bis in das frühe Mittelalter zurück. Wegen des Fehlens großer Städte wurde das Christentum auf dem Land sesshaft. Das flächendeckende System von Pfarrgemeinden ist typisch für unser Land. Kirche, Wirtshaus und Friedhof bilden eine „heilige Dreieinheit“ von Frömmigkeit, Lebensfreude und Zukunftshoffnung über den Tod hinaus. Dadurch wurde die Zeit strukturiert: der wöchentliche Gottesdienst mit anschließendem Frühschoppen, die Arbeitszeit, angezeigt durch das dreimalige Läuten des Angelus, die Solidarität der Gemeindemitglieder durch die Teil-

3 Franziskus, Brief von Papst Franziskus an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 220), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2019, 6–7.

nahme an den Sakramenten der Lebenswende. Bei weitem nicht jede Kirche aber war Pfarrkirche. Das stellte die Gläubigen und die Priester oftmals vor logistische Herausforderungen. Weite Wege waren zu gehen, um zum Gottesdienst zu gelangen.

Dieses System wurde seit dem Mittelalter immer wieder verändert und angepasst. Den größten Einschnitt stellt die Reformation dar. Weil der Landesherr die Konfession wechselte, veränderte sich auch die Zugehörigkeit von Kirche und Pfarreien zur jeweiligen Konfession. Wegen der Kleinteiligkeit der Herrschaftsverhältnisse kam es vielerorts vor, dass in der einen Gemeinde katholischer Gottesdienst, in der Nachbargemeinde lutherischer und in einer weiteren Gemeinde reformierter Gottesdienst gefeiert wurde. Das Nebeneinander verschiedener Glaubensrichtungen hat in unserem Land zu Konflikten, aber auch zu einer größeren Toleranz und Anerkennung von Ambiguität geführt.

Ein weiterer Einschnitt geschah im 19. Jahrhundert, als nach der Säkularisation die konfessionelle Eindeutigkeit von Territorien aufgegeben wurde. Nun konnten in einer Gemeinde mehrere Konfessionen um das „Heil der Seelen“ konkurrieren. Vollends durcheinandergewirbelt wurden die Gemeinden durch die Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg. Nun gab es buchstäblich überall Katholiken und Protestanten. Und in den neuen Diasporagemeinden musste man sich arrangieren, was die Gottesdienstzeiten in oftmals gemeinsam genutzten Kirchen anging. Für ein ökumenisches Verstehen war das mindestens genauso wichtig wie das Aufbringen von Verständnis der Alteingesessenen für die religiösen Traditionen (Gebete, Lieder, Wallfahrten) der vertriebenen Schlesier und Sudetendeutschen.

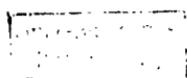
Doch die in den 1950er bis 1970er Jahren neu errichteten Pfarreien hatten oft nur eine geringe Lebensdauer. Das hing mit beruflich bedingter Migration zusammen, mit Strukturkrisen regionaler Industrien, mit dem Rückgang der Geburten und der dadurch bedingten Überalterung in den in der Wirtschaftswunderzeit für junge Familien gegründeten Neubausiedlungen. Zusammenlegungen von Pfarreien waren die Folge, in einem zweiten Schritt gefolgt von der Umwidmung oder Profanierung von Kirchen, was emotional umso schwerer wog, als die an ihrem Bau Beteiligten oft noch in der Gemeinde lebten. Es muss ange-

nommen und verarbeitet werden, dass die Kirche eben oft nicht mehr „im Dorf“ ist. Da hilft vielleicht der Blick in die Geschichte, um zu zeigen, dass die Strukturen sich immer wieder verändert – erweitert oder eingeschränkt – haben. Wenn das Bistum Trier nunmehr nur noch 35 Pfarreien zählt, entspricht das ziemlich genau dem, was im selben Bistum am Beginn des 19. Jahrhunderts durch Napoleon an Hauptpfarreien errichtet wurde.

1.2 Ein Netzwerk von Orden und Klöstern

Neben den Gemeinden nennt Papst Franziskus auch das feine Netzwerk von Gemeinschaften. Orden und Klöster markieren die religiöse Landschaft Mitteleuropas. Die Benediktiner bewahrten die Kultur der Antike und tradierten sie durch das Abschreiben alter Manuskripte. Zu jedem Kloster gehörte auch eine Schule. Die Zisterzienser waren der große Orden für die Kolonisierung und Missionierung Ostmitteleuropas. Die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner siedelten sich in den neuen Handelsstädten des 13. Jahrhunderts an und ergänzten die Seelsorge durch die Pfarrer, denen sie an Bildung meist überlegen waren. Die religiöse Vertiefung des Volkes über Volksmissionen war bis zum 19. Jahrhundert ein Monopol der Bettelorden, besonders der populären Kapuziner. Die Jesuiten sorgten dafür, dass vom 16. bis 18. Jahrhundert die höhere Bildung und das theologische Studium an vielen Orten gewährleistet waren und mit den Theologen der Reformation auf Augenhöhe diskutiert werden konnte.

Mit der Säkularisation in den Jahren um 1800 kam das Ordensleben praktisch zum Erliegen. Doch wenige Jahrzehnte später setzte eine Neugründungswelle ein. Frauenkongregationen, Brüdergemeinschaften und Priesterorden stehen für diesen Aufbruch. Nicht mehr nur große Klöster, sondern viele kleine Niederlassungen in den Pfarrgemeinden markierten die Bedeutung religiöser Gemeinschaften für den Aufbau des „katholischen Milieus“. Dieser Boom hielt bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts an. Vor allem für Frauen bot er die Chance zu beruflicher und sozialer Emanzipation sowie zur Übernahme kirchlicher Leitungsaufgaben.



1.3 Der diakonische Einsatz

Neben dem Engagement in Kindergärten und Schulen, besonders im Primärbereich, deckten die Schwesterngemeinschaften einen Großteil des kirchlichen diakonischen Bereichs ab. Die Gründerinnen der Kongregationen stehen am Beginn großer Sozial- und Diakonieunternehmen. Die aus armen Verhältnissen stammenden Katharina Kasper und Rosa Fleisch konzipierten und leiteten Gemeinschaften, die zu Trägern karitativer Konzerne wurden. Zusammengefasst sind diese Großunternehmen seit 1896 im Deutschen Caritasverband, der mit seinen Untergliederungen heute der größte private Arbeitgeber in der Bundesrepublik Deutschland ist.

Damit steht die Kirche in einer langen Tradition. Zur Grundausrüstung der mittelalterlichen Klöster gehörten eine Krankenstation sowie die Verteilung von Medikamenten und Almosen an Bedürftige. Private Stiftungen ermöglichten im Hoch- und Spätmittelalter die Errichtung von Hospitälern. Was die Reformation als Aufgabe der Städte und Gemeinden ansah, war als „Barmherzigkeit“ selbstverständliche Aufgabe der katholischen Gemeinden.

Aus dieser Tradition heraus wird die karitative Hilfe beständig erweitert. Die großen Hilfswerke *missio*, *Misereor*, *Adveniat*, *Kirche in Not* und *Renovabis* sind nicht zuletzt aus Dankbarkeit für die empfangene Hilfe beim Wiederaufbau nach den Kriegen entstanden. Spenden und Stiften ist Teil der DNA der deutschen Katholiken. Darüber darf auch geredet werden.

1.4 Missionarisches Engagement

Mit dieser materiellen Hilfe ist auch eine spirituelle Hilfe verbunden. Das missionarische Engagement in den außereuropäischen Ländern geht einher mit der Eroberung und Kolonisierung Lateinamerikas, Nordamerikas, Asiens und Afrikas. Die Missionare folgten den Händlern und Kolonialbeamten. Nachdem das Deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte aufgenommen worden war und sich Gebiete in Afrika und Ozeanien gesichert hatte, wurde die Mission an Orden übertragen. Auf

diese Weise erhielten neue Missionsgesellschaften, wie die Steyler Missionare oder die Pallottiner, die Erlaubnis zur Errichtung von Niederlassungen in Deutschland. Auch Diözesanpriester meldeten und melden sich für den Dienst im Ausland, besonders nach dem Aufruf Papst Pius' XII., als „Fidei donum“-Priester für Lateinamerika.

1.5 Eine starke Theologie

Ein weiterer Punkt, auf den Papst Franziskus hinweist, ist die Rolle der deutschsprachigen Theologie. Auch hier ist wieder in die Geschichte zurückzugehen. Man könnte hinweisen auf die Klosterschulen des Mittelalters, auf die ersten deutschen Universitäten, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts etwa in Prag, Leipzig, Tübingen, Köln und Erfurt gegründet wurden, auf die Kollegien der Jesuiten. Eine Besonderheit stellen die Theologischen Fakultäten an staatlichen Universitäten seit dem 19. Jahrhundert dar. Sie stehen für die Qualität der Theologie, die nicht immer stromlinienförmig zur römischen Theologie war und ist. Sie stehen für die Unabhängigkeit der Theologie und die Wissenschaftsfreiheit. Ohne die Theologen an den Fakultäten – mit der Ergänzung durch Theologen aus den Ordenshochschulen – wäre manche theologische Öffnung der Lehre und Praxis der Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil nicht möglich geworden.

1.6 Eine heilige Kirche

Noch ein Aspekt zum Netzwerk deutsche Kirche. Immer wieder wird kritisiert, dass die Päpste seit Johannes Paul II. so viele Menschen selig- und heiligsprechen. In erster Linie hängt das mit der Tatsache zusammen, dass die Kirche wirklich Weltkirche ist und viele Länder noch keine Vorbilder und Fürsprecher aus den eigenen Reihen haben. Es ist auch ein Zeichen der religiösen Emanzipation, auf Heilige hinweisen zu können, die aus der eigenen Kultur stammen und die gleiche Sprache sprechen. Die manchmal etwas skurril wirkenden Kardinalsernennungen von Papst Franziskus zielen in dieselbe Richtung. Demgegenüber kann die Kirche in Deutschland auf eine Tradition von Heiligen

verweisen, die 1700 Jahre zurückgeht. Dazu gehören Märtyrer noch aus der Zeit der Christenverfolgungen im Römischen Reich, dazu gehören Missionare und Mönche, die das Christentum in nachrömischer Zeit verbreitet haben, dazu gehören die großen Mystikerinnen und Mystiker des Spätmittelalters, dazu gehören Ordensgründerinnen und Ordensgründer bis in die Gegenwart, dazu gehören auch die Opfer der Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Jede dieser Persönlichkeiten hat eine eigene Botschaft. Mit ihnen in einem inneren Gespräch zu sein, bereichert die Spiritualität.

1.7 Bewährt in schwierigen Zeiten

Schließlich verweist der Papst auf die Geschichte der Kirche in unserem Land. Er spricht von „Zeiten [...], die bestimmt waren von Leiden, Konfrontation und Trübsal“, und verweist auf „Beständigkeit und Lebendigkeit“ des Glaubens. Es war nicht nur das 20. Jahrhundert, das mit seinen beiden Diktaturen durch Nationalsozialismus und Kommunismus vielen Christinnen und Christen ein robustes Zeugnis für ihren Glauben im Alltag und in außergewöhnlichen Situationen der Bewährung gegenüber den Sicherheitsdiensten und vor den Gerichten abverlangt hat. Auch die innerchristlichen Verfolgungen und Unterdrückungen der jeweils anderen Konfession gehören zu unserer Geschichte dazu; man denke nur an den Dreißigjährigen Krieg, an erzwungene Glaubenswechsel, an Migrantenströme in der Hoffnung auf tolerante Aufnahme in einem fremden Land, an die hochnäsige Behandlung der katholischen Kirche in den Zeiten des „Kulturkampfes“. Wie „beständig und lebendig“ der Glaube aus den Zeiten „von Leiden, Konfrontation und Trübsal“ jeweils hervorgegangen ist, ist Gegenstand historischer Forschung und deshalb auch der – durchaus subjektiven – Interpretation.

2. Die Themen des Synodalen Weges

Sich der eigenen Vergangenheit und Geschichte zu erinnern, ist eine wichtige Aufgabe in der aktuellen Glaubens-, Religions- und Kirchen-

krise. So jedenfalls lautet die Diagnose, wobei die Betonungen je nach theologischer und kirchenpolitischer Positionierung anders ausfallen. Der Synodale Weg will eine Antwort auf diese Krise geben. Kann historische Bildung etwas dazu beitragen, dass die Antworten im Licht der Geschichte die Breite der Phänomene erhellen? An den Hauptthemen des Synodalen Wegs möchte ich das etwas antippen in dem Wissen, dass es nur kurze und bruchstückhafte Hinweise sein können.

2.1 Die Missbrauchskrise

Der Auslöser für den Ruf nach einem Synodalen Weg war die Missbrauchskrise, wie sie seit 2010 durch die Aufdeckung von Fällen im Berliner Canisiuskolleg und in anderen kirchlichen Internaten offenkundig wurde. Erst nach und nach wurde klar, dass es sich dabei keineswegs um Einzelfälle handelte, sondern körperliche und seelische Gewalt sowie sexueller Missbrauch von Minderjährigen seit dem Zweiten Weltkrieg in mehreren Tausend Fällen passiert sind. Nun wurden und werden lediglich die Akten untersucht, die bis zum Zweiten Weltkrieg zurückreichen. Sexueller Missbrauch ist jedoch ein Delikt auch früherer Zeiten gewesen. Unter dem Stichwort „Unzucht“ wurde darüber in konziliaren, päpstlichen, bischöflichen und theologischen Schriften über die Jahrhunderte hin regelmäßig verhandelt. Die Kirche reagierte darauf mit dem, was ihr heute zu Recht als Vertuschung und falscher Korpsgeist vorgehalten wird, nämlich der Versetzung von Geistlichen an eine andere Stelle. In Zeiten mangelhafter Kommunikationsmittel konnte jemand auf diese Weise aus der Schusslinie entfernt werden, ohne ihn direkt zu bestrafen. In Klöstern gab es mancherorts, worauf der deutsch-amerikanische Kirchenhistoriker Ulrich Lehner⁴ hingewiesen hat, Klostergefängnisse, in denen die Aufenthaltsdauer begrenzt oder unbegrenzt sein konnte. Im 19. Jahrhundert wurden in einigen Staaten aufgehobene Klöster zu so genannten „Demeritenanstalten“ umgewandelt, einer Art Korrekptionsanstalt für Priester, die sich sexueller Verge-

4 Vgl. Lehner, Ulrich L., Mönche und Nonnen im Klosterkerker. Ein verdrängtes Kapitel Kirchengeschichte (Topos-Taschenbücher 1004), Kevelaer 2015.

hen schuldig gemacht hatten. Am Beispiel des sexuellen Missbrauchs lässt sich zeigen, dass das Problembewusstsein für Fehlverhalten von Klerikern nicht erst in jüngster Zeit zu existieren begann, wohl aber zu unterschiedlichen Reaktionen darauf geführt hat.

2.2 Kirchliche Machtstrukturen

Als eine Hauptursache der gegenwärtigen Kirchenkrise wird der Umgang mit der Macht angeführt. Leitungsstrukturen gehören zu jeder Organisation. Auch das junge Christentum bildete schon früh Elemente der Gemeindeordnung aus. Sie zentrierten sich ab dem zweiten Jahrhundert um den Bischof als Leiter einer Ortsgemeinde. Ihm zur Seite standen Diakone für die sozialen und finanziellen Aufgaben sowie Presbyter (später Priester). In den großen Städten des Römischen Reiches hatten die Bischöfe auch in Zeiten der Verfolgung eine hohe Autorität, wie es etwa für die Gemeinden in Alexandrien und Antiochia bezeugt ist, aber auch für die ostsyrischen Länder.

Als das Christentum unter Konstantin dem Großen zur erlaubten Religion wurde, profitierten die Bischöfe von den neuen Freiheiten. Diese ermöglichten ihnen beispielsweise, für die Reise zum Konzil nach Nizäa 325 die kaiserliche Post zu benutzen. Nachdem unter Kaiser Theodosius das Christentum zur Staatsreligion erklärt wurde, setzten Päpste und Bischöfe ihre geistliche Macht auch zur Durchsetzung weltlicher Machtansprüche durch, wie etwa der Mailänder Bischof Ambrosius den Kaiser zu einer öffentlichen Bußerklärung zwang. Ab Ende des 4. Jahrhunderts beanspruchten die Bischöfe von Rom den Ehrentitel „Papst“.

Doch mit dem Ende des Weströmischen Reiches zerfiel auch die Macht des Papsttums. Im Frankenreich und unter den Ottonen gerieten die Päpste unter die Abhängigkeit des deutschen Königs. Nachdem Heinrich III. 1046 drei Päpste abgesetzt hatte, regte sich der Widerstand Roms. Gregor VII. forderte die alleinige Einsetzung (Investitur) der Bischöfe in ihre geistlichen und weltlichen Funktionen. Die Päpste wurden zu Gegenspielern der deutschen Könige und Kaiser. Gleichzeitig wurden die Bischöfe zu Reichsfürsten, was sie bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches blieben. Mit der hochadligen Abkunft als Voraus-

setzung waren sie mit den Herrschern vernetzt. Die geistlichen Aufgaben gingen mehr und mehr auf Weihbischöfe über, die ihrerseits vielfach bürgerlicher Abstammung waren.

Seit dem Hochmittelalter zentralisierten die Päpste ihre Macht. Sie richteten zentrale Behörden ein, die immer mehr Kompetenzen an sich zogen und sich Dispensen für Vergehen oder Abweichungen vom geltenden Kirchenrecht gut bezahlen ließen. Symbol dafür ist der zentrale Platz für den Geldschatz im Papstpalast zu Avignon. Eingeforderten Reformen nachzugeben, hätte die Macht der Päpste eingeschränkt. So kam es zu keiner angemessenen Reaktion auf die Reformanliegen, die von nördlich der Alpen seit dem 15. Jahrhundert vorgebracht wurden. Obwohl die Päpste sich den Anliegen der Reformatoren des 16. Jahrhunderts widersetzen, waren sie jedoch offen für ein Reformkonzil, wie es von 1545–1563 im norditalienischen Trient stattfand. Die größte Machtentfaltung erlebte das Papsttum wohl in der Barockzeit. Die im 17. Jahrhundert vollzogene bauliche Umgestaltung Roms zeugt bis heute von papalem Triumphalismus.

Doch wie bereits das Ende des 13. Jahrhunderts, so brachte auch das Ende des 18. Jahrhunderts eine Wende. Die Päpste gerieten unter den Einfluss Napoleons und wurden zeitweise von ihm in Haft gehalten. Gleichzeitig machte die Programmschrift eines Kamaldulensermonchs das Ziel des Triumphs des Heiligen Stuhls über die Angriffe der Neuerer publik. Es gelang auf dem Wiener Kongress tatsächlich, den Kirchenstaat wiederherstellen zu können, doch schrumpfte dessen Territorium immer weiter zusammen. Gleichzeitig wuchs die moralische Macht des Papsttums in Gegnerschaft und bewusster Absetzung von der Moderne. Die Enzykliken von Gregor XVI. – jenem Kamaldulenser – und Pius IX. zwangen die Katholiken in ein mentales Ghetto. Alle Errungenschaften der Moderne, wie Presse-, Religions- und Gewissensfreiheit, wurden abgelehnt und verworfen. Die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenfragen sowie der Jurisdiktionsprimat des Papstes auf dem Ersten Vatikanischen Konzil lösten europaweit Kulturkämpfe gegen die katholische Kirche aus. Alle diese Entwicklungen steigerten freilich die moralische Autorität des Papstes, der als „Gefangener im Vatikan“ erst seit 1929 wieder über einen Ministaat

verfügen konnte. Umso mehr sahen sich die Päpste berechtigt, das religiöse, berufliche und mentale Leben der Katholiken zu normieren und darin einzugreifen. Gewissensschnüffelei und Kontrolle betrafen nicht nur Theologen, sondern auch die einzelnen Gläubigen. Die Zentralisierung der Macht einer Weltkirche in Rom und der Kurie des Papstes nahm nicht zuletzt aufgrund der immer besser werdenden Kommunikationswege quasi lückenlose Züge an. Höhepunkt dieser Machtzentrierung war die Vereinheitlichung des Kirchenrechts durch den *Codex Iuris Canonici* von 1917.

Die Machtkonzentration bei Papst und Kurie führten zu einer Schwächung der Bischöfe. Auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil konnten sie vordergründig ihre Position stärken, indem die Bischofsweihe als höchste Stufe der Ordination göttlichen Rechts definiert wurde. Doch der scheinbare Machtzuwachs erwies sich als Placebo. Rom in Gestalt der Päpste und noch mehr der Kurie gab die einmal erworbene Macht nicht mehr aus der Hand. Ob Papst Franziskus eine stärkere Dezentralisierung gelingen wird, steht noch in den Sternen.

Ihre eigene Machtlosigkeit kompensierten die Bischöfe in den Diözesen. Hier waren und sind sie die unumschränkten Herrscher. Ungern lassen sie sich durch gemeinsame Beschlüsse von Bischofskonferenzen in eine übergreifende Solidarität einbinden. In Deutschland wird die Macht der Bischöfe vor allem durch die ihnen zufließenden und von ihnen zu verteilenden Mittel aus der Kirchensteuer gestärkt. Das sichert den Einfluss auf die Pastoral der Pfarreien und führt seit dem Beginn der Bundesrepublik Deutschland zu einem exponentiellen personellen Wachstum der Generalvikariate bzw. Bischöflichen Ordinariate. Dass dadurch die gegenüber Rom beklagte Zentralisierung auf der Ebene der Bistümer fortgesetzt wird, ist unter dem Aspekt der Machtkonzentration durchaus zu kritisieren und zu hinterfragen.

Die MHG-Studie hat besonders auf den Missbrauch durch Priester abgehoben. Parallel zum Machtzuwachs der Päpste im 19. und 20. Jahrhundert haben auch die Priester vor Ort an Einfluss gewonnen. Sie waren die Manager des katholischen Milieus. Ihre weitgehend ultramontane Orientierung verstärkte die Stimme des Papstes vor Ort. Ohne sie wäre die Organisation der Kirche, wie wir sie heute noch in ihren letz-

ten Zügen erleben, nicht möglich gewesen. Sie ordneten auch das Engagement der Laien in den Vereinen und Verbänden. Sie hatten maßgeblichen Einfluss auf die Gewissen der Gläubigen. Durch die regelmäßige Beichte, organisiert nach dem monatlichen Empfang der Kommunion durch die „Naturstände“, wussten sie über ihre Gemeinden bis in die intimen Zusammenhänge hinein Bescheid. Dass dazu noch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein auch Fragen nach der sexuellen Praxis der Eheleute gehörten, wurde zunehmend als Missbrauch empfunden und führte zu Beichtabstinenz lange vor dem Erscheinen der Enzyklika *Humanae vitae*.

2.3 Kritisierte Sexualmoral

Heftig kritisiert wurde und wird die Sexualmoral der katholischen Kirche. Doch auch hier tut historische Erinnerung gut. Arnold Angenendt hat im Vorfeld der ersten Familiensynode eine Studie veröffentlicht, in der die Entwicklung von Ehe, Liebe und Sexualität in der Geschichte umfassend dargestellt wird. Zu allen Zeiten und in allen Kulturen war klar, dass es sich beim Umgang mit eigener und fremder Sexualität um einen zentralen Bereich menschlicher Zivilisierung handelt, der mit Geboten und Verboten umgeben ist. Die Grenzlinien verändern sich. Immer aber bleibt die Sexualität ein normierter Bereich menschlichen Lebens. Ein „anything goes“ war für einen christlichen Zugang zur Sexualität nie möglich. Dass es aber immer einen Bezug zu den gesellschaftlichen Entwicklungen gegeben hat, ist ebenfalls unbestreitbar. Im Unterschied zum Staat besaß und besitzt die Kirche im Sakrament der Beichte ein Instrument, Verstöße gegen sexuelle Normen in einem geschützten Forum *internum* und damit stärker unter dem Aspekt der Barmherzigkeit als der Strafe zu behandeln.

Unbestritten bleibt allerdings auch, dass eine Theologie der Sexualität über Jahrhunderte hin ihre Fixierung auf den körperlich-kreativen Aspekt nicht überwinden konnte. Erst das Zweite Vatikanische Konzil hat in *Gaudium et spes* die Ehe als eine „ganzheitliche Lebens- und Liebesgemeinschaft“ definiert und damit die so genannten „Ehezwecke“ erweitert.

2.4 Frauen in der Kirche

Historische Erinnerung kann auch helfen, das Thema der „Frauen in der Kirche“ in einen größeren Horizont zu stellen. Denn in der Geschichte der Kirche gab es bereits vieles: Frauen als Diakoninnen – und nicht nur als Helferinnen bei der Taufe von Frauen –, Äbtissinnen mit Jurisdiktionsvollmacht in Mittelalter und Früher Neuzeit, Gemeindeleiterinnen bereits in apostolischer Zeit. Zu erinnern ist an die große Machtfülle, die Generaloberinnen in Gemeinschaften mit mehreren Tausend Mitgliedern hatten und haben. Leider muss hinzugefügt werden, dass die Kirchengeschichte tendenziell eher eine Einschränkung der Betätigungsmöglichkeiten für Frauen als eine Entfaltung kennt. Doch Veränderungen brauchen den Mut der verantwortlichen Personen. Das gilt auch für die sakramentale Struktur der Kirche. Schließlich hat das Zweite Vatikanum durch orientierende Abstimmungen wichtige Weichenstellungen im Bereich des Weihesakraments vorgenommen (die Bischofsweihe als höchste Weihestufe, die Wiedereinführung des ständigen Diakonats). Warum sollten nicht weitere Veränderungen möglich sein? Pius XII. wies am 30. November 1947 darauf hin, dass „die Kirche, was sie festgelegt hat, auch verändern und abschaffen kann“ (Apostolische Konstitution *Sacramentum ordinis*, DH 3858).

2.5 Priesterliche Lebensform

Das gilt selbstverständlich auch für den Zölibat, dessen Ursprünge sich bereits in apostolischer Zeit finden, dessen rechtliche Verpflichtung für Priester jedoch erst im 12. Jahrhundert durchgesetzt wurde. In allen Jahrhunderten steht die Hochschätzung der ehelosen Lebensweise für Priester neben Klagen über die Nichteinhaltung der Enthaltensamkeit von sexuellen Handlungen. Doch müssen dabei auch die Rahmenbedingungen priesterlicher Existenz berücksichtigt werden. Die Einbindung eines Pfarrers in seine meist kleine und überschaubare Gemeinde setzte ihn zwar stärker der Sozialkontrolle aus, vermittelte aber auch eine größere Rollensicherheit und Beheimatung. Der Pfarrer als eines von vie-

len Mitgliedern eines Teams, das eher einem kleinen mittelständischen Unternehmen denn einer pastoralen Arbeitsgemeinschaft gleicht, sieht sich den gleichen Tendenzen zur Individualisierung und Vereinsamung ausgesetzt wie alle seine Zeitgenossen.

3. Was lernen wir für die Zukunft aus der Vergangenheit?

Fassen wir unsere Gedanken in fünf Thesen zusammen.

3.1 Kirche ist immer in Entwicklung

Die Geschichte der Kirche ist ein dynamisches Geschehen. Kirche ist immer in Entwicklung, sowohl was die Entfaltung der in den Heiligen Schriften niedergelegten Offenbarung Gottes als auch die Tradition ihrer Auslegung durch die Autoritäten und den Glaubenssinn des Gottesvolkes angeht. Die Struktur der Kirche, wie wir sie heute in Mitteleuropa haben, ist nicht dieselbe wie in Asien oder Afrika. Sie ist auch nicht dieselbe wie im frühen oder späten Mittelalter. Eine historische Brille kann helfen, Kontinuitäten und Diskontinuitäten zu erkennen und damit Wege in die Zukunft zu finden.

3.2 Vergessene Traditionen erinnern

Dabei werden auch Traditionen wieder offenbar, die abgebrochen sind oder vergessen wurden. Dass Laien, meist Adelige, über viele Jahrhunderte ihre Priester in Pfarreien einsetzten und bezahlten, mag heute anachronistisch erscheinen. Die Geschichte kennt das unter dem Stichwort „Eigenkirchenwesen“. Doch warum sollten nicht Eigeninitiativen aus aufgelösten Pfarreien zu einer besseren pastoralen Versorgung vor Ort führen können? „Ich miete mir einen Priester“ – auf der Amazonas-Synode im Blick auf eine gerechtere Verteilung der Priester in der Weltkirche ins Spiel gebracht. Ähnliches gilt für Führungspositionen von Frauen. Hubert Wolf brachte mehrfach das Beispiel mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Äbtissinnen in Erinnerung, die Jurisdiktion über

die Priester im Gebiet ihres Klosters hatten.⁵ Zitat Hubert Luthe (1927–2014), zweiter Bischof von Essen: „Ich bin der 50. Bischof von Essen. 49 meiner Vorgänger waren Frauen.“ Hierfür kann man sogar bis in das frühe Mittelalter zurückgehen. In Irland waren die Äbtissinnen und Äbte die Vorgesetzten der von ihnen für Pontifikalien gebrauchten Bischöfe. Es ließen sich sicher noch viele vergessene Traditionen aufspüren, die aus nicht immer einsichtigen Gründen aufgegeben wurden.

3.3 Mutige Kreativität

Veränderungen in der Kirche brauchen eine mutige Kreativität. Als die ersten Entwürfe für das Zweite Vatikanum bekannt wurden, herrschte unter den Bischöfen und Theologen Mitteleuropas blankes Entsetzen. Eine Rezeption der Forschungsergebnisse der Theologie schien in weite Ferne gerückt. Doch die unmittelbare Begegnung in der Konzilsaula und den nachmittäglichen regionalen Versammlungen zeigte sehr schnell, dass die Mehrheitsverhältnisse anders lagen. Das Konzil wagte einen neuen Aufbruch – auch wenn der These Karl Rahners zuzustimmen ist, dass es letztlich nur der „Anfang eines Anfangs“⁶ war. Zu wünschen ist, dass die Entscheidungsträger in der Kirche – und das sind in erster Linie die Bischöfe – weniger oft davon reden, was sie sich vorstellen könnten, dass reformiert oder geändert werden könne, sondern sie den Mut zu konkreten Schritten finden – mit Bündnispartnern aus der Weltkirche.

3.4 Kritik an behindernden Entscheidungen

Historische Bildung muss dann auch zur Kritik an kirchlichen Strukturen bereit sein, die scheinbar festgezurrert sind. Die heutige starke Stellung von Papst und Kurie lässt sich historisch nicht erklären ohne die Gefährdung und Aufhebung des Kirchenstaats im Zuge der ita-

5 Vgl. etwa: Wolf, Hubert, *Krypta. Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte*, München 2015.

6 Vgl. Rahner, Karl, *Das Konzil – ein neuer Beginn*. Vortrag beim Festakt anlässlich der Beendigung des II. Vatikanischen Konzils im Herkulesaal der Residenz in München am 12. Dezember 1965, Freiburg 1966.

lienischen Einigung. Der Jurisdiktionsprimat des Papstes, definiert auf dem Ersten Vatikanischen Konzil, hat seine Wirkung erst entfaltet durch die modernen Kommunikationsmedien und die quasi zeitgleiche Präsenz des Papstes und seiner Entscheidung auf der ganzen Welt. Die immer wieder erhobene Forderung, Frauen zu Kardinälinen zu ernennen, steht gegenwärtig der von Papst Johannes XXIII. erlassenen Vorschrift entgegen, Kandidaten müssten zunächst die Bischofsweihe empfangen. Auch die seit dem Konzil in Stein gemeißelte Lehre der unlöslichen Verbindung von Weihe- und Jurisdiktionsgewalt verhindert gegenwärtig eine stärkere Machtentflechtung in der Kirche. Diese Rechtsvorschriften sind aber relativ jungen Datums. Warum sollten sie nicht auch geändert werden können? Aus ihrer Geschichte kann die Kirche von heute lernen, dass sie nicht nur in der Anwendung von Recht flexibel sein kann, sondern auch in der Kodifikation von Recht. Schließlich datiert die erste weltkirchlich verbindliche Zusammenstellung des kanonischen Rechts erst auf das Jahr 1917, ist also gerade einmal 100 Jahre alt.

3.5 Die Vielfalt des Katholischen ernst nehmen

Eine letzte These rekurriert auf das „Katholische“. Die katholische Kirche ist größer als die römische. Zu ihr gehören unierte Kirchen des orthodoxen Ritus ebenso wie Kirchen des west- und ostsyrischen Ritus. Unterschiede gibt es in der Liturgie und im kirchlichen Leben, in der Lebensweise der Priester und im Kloster- und Ordenswesen. Auf dem Zweiten Vatikanum wurde diese Pluralität deutlich, weil jeden Morgen die Eucharistie in einem anderen katholischen Ritus gefeiert wurde. Inkulturation des Christentums kennt deshalb ganz verschiedene Gesichter. Sie zeigt sich in den Lebenskulturen etwa der protestantischen Konfessionen und ihrer Unterschiede zu katholischen Lebenswelten. Sie zeigt sich in den kulturellen Unterschieden zwischen dem gelebten Christentum Europas und den indigenen Ausprägungen des Katholizismus in Südamerika oder den Stammestraditionen Afrikas. Diese Vielfalt der Weltkirche muss ernst genommen werden. Sie ist aber kein Hindernis für Transformationen, sondern eine Chance.

Fünf Thesen, die einige Anregungen bieten wollen, wie Lernen aus der Geschichte möglich sein kann. Geschichtliche Bildung bewahrt vor Engherzigkeit. Sie öffnet Horizonte für Gegenwart und Zukunft von Kirche. „Theologie im Fernkurs“ beschreitet diesen Weg seit 50 Jahren und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Ausbildung von Multiplikatoren im Dienst an einer Kirche der Zukunft. Ad multos annos!